

André Gide in seinen Tagebüchern und in „Herbstblätter“

Ich bewege mich in *„tendem Dilemma: moralisch sein oder aufrichtig sein.“* (11. Jan. 1892.)

Bei André Gide, dessen wichtigste Werke zur Selbstklärung geschrieben wurden und schon heute zu einer „großen Konfession“ zusammengewachsen sind, wendet sich das Interesse in legitimer Weise nicht so sehr der einzelnen Dichtung als der in ihr sich offenbarenden Person des Dichters zu. Scheint Paul Valéry, sein großer Zeitgenosse und Weggefährte, ganz hinter seinem Werk zu verschwinden und nur durch seine geistige Leistung zu wirken, so hat der Mensch André Gide eine ganze Generation zu sich selbst geführt und — wenn es möglich ist, das Wort ohne moralischen Akzent zu gebrauchen — zur Freiheit verführt. Gides „Journal“ ist der Niederschlag unablässiger Selbstbeobachtung und Selbstkritik und enthält alle die Schritte Gides auf seinem komplizierten Weg zu sich selbst, die man nicht in seinen Dichtungen findet.

Bei der ersten Lektüre hat man jedoch den Eindruck, daß vieles unerwähnt bleibt. Der nimmehr in deutscher Sprache vorliegende Teil der *Tagebücher* (Stuttgart

1950, Deutsche Verlags-Anstalt, 503 Seiten, DM. 14.80) umfaßt die Jahre 1889—1913. In diese Zeit fällt Gides erste, sein weiteres Leben bestimmende Reise nach Nordafrika, die Verheiratung mit seiner Nichte und die Niederschrift der Bücher „Uns nährt die Erde“, „Der Immoralist“, „Die enge Pforte“, „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“, „Corydon“, „Die Verließe des Vatikans“, „Stirb und werde“ und damit die Auseinandersetzung mit den in ihnen enthaltenen vielfachen Problemen. Aber nur sparsam und indirekt erscheinen diese im Tagebuch. Die Beziehungen zu seiner Nichte und die Ehe mit ihr, das „geheime Drama“ seines Lebens, schließt er bewußt aus. Dieses Problem hat seinen Niederschlag wohl vor allem in der „Engen Pforte“ gefunden. Mehr noch wird unbewußt verschwiegen. Zu den schönsten Seiten dieses ersten Tagebuchs gehören die „Blätter von unterwegs“, deren II. Teil die Reise nach Tunesien im Herbst 1893 beschreibt. Aber kein Wort darin von dem entscheidenden Erlebnis in Sousse, das man aus der Autobiographie „Stirb und werde“ kennt. Schweigen über die Begegnung mit Oscar Wilde in Marocco, die er in seinem Essay über diesen Dichter erzählt.

Dagegen finden sich häufig Stellen, an denen sich Gide über körperliche und geistige Müdigkeit beklagt, über Unlust zu arbeiten und über das Gefühl, nichts mehr produzieren zu können. Auch ist das Tagebuch oft für längere Zeit unterbrochen und immer wieder stößt man auf Bemerkungen, daß es nur mit Mühe und gezwungenermaßen fortgeführt wird. Aber vergegenwärtigt man sich die Zahl der Erzählungen, Bühnenstücke und Essays, die Gide während dieser Zeit geschrieben hat, die Korrespondenz, die daneben herlief, die Arbeit für die „Nouvelle Revue Française“, die Reisen, die Lektüre und die langen Stunden am Klavier, so ahnt man ein erfülltes, aktives Leben. Das „Journal“ ist indessen ein eigenes vollgültiges Werk André Gides. Schon der Umstand, daß man die 500 Seiten dieses Ersten Teiles in einem Zuge liest, läßt seinen Reichtum an Themen und berichteten Ereignissen ahnen. Der Vielschichtigkeit des Inhalts entspricht eine nuancenreiche, immer unmittelbar frische Sprache. In den ersten Jahren herrscht die direkte Auseinandersetzung mit eigenen Gedanken und Zweifeln vor. Viele Vorsätze werden gefaßt. Allmählich werden die Eintragungen sachlicher. Der Leser von 1950, der der Sohn, ja der Enkel Gides sein könnte, kann sich bei dieser Lektüre kaum eines Gefühles der Schwermut erwehren. Welche Fülle der Erkenntnismöglichkeiten, des Genießenkönnens, welche Unabhängigkeit! Können wir dieses Maß an individueller Freiheit heute noch verwirklichen?

Gleichzeitig mit dem Tagebuch erschien soeben auch eines der letzten Bücher Gides in deutscher Übersetzung (*Herbstblätter*, Stuttgart 1950, J. G. Cotta und Deutsche Verlags-Anstalt, 270 Seiten, DM. 9.80), Erinnerungen an die Jugend und literarische Essays,

darunter die „Drei Begegnungen mit Verlaine“ von 1942 und die beiden Nachrufe auf Paul Valéry. Die letzten Seiten, datiert vom November 1947, die dem ganzen Band den Namen geben, sind die entscheidendsten. Sie spannen über fast sechzig Jahre den Bogen zu den Tagebuchaufzeichnungen des Zwanzigjährigen. Durch sein ganzes Leben beschäftigt André Gide die Frage des Glaubens und Glaubenkönnens. Seine Einstellung zu diesen Fragen ist durch die äußersten Gegensätze gekennzeichnet. Welcher Seelsorger würde fein genug das Fließende, das leidenschaftlich Unentschiedene meines ganzen Wesens verstehen, jene gleichgrobe Fähigkeit zu allen Gegensätzen? und: „Der Katholizismus ist unzulässig. Der Protestantismus ist unerträglich. Und ich fühle mich zutiefst christlich“, schreibt der Dreiundvierzigjährige. Einmal war er nahe daran gewesen, unter dem Einfluß Claudels zum Katholizismus überzutreten. Und nun die Worte des Achtundsiebzigjährigen: „Gott ist etwas Künftiges. Ich überzeuge mich und wiederhole mir ohne Unterlaß: Er hängt von uns ab. Durch uns erst verwirklicht sich Gott.“ Und: „Ohne Gott fertig werden... Ich meine: auskommen ohne die Gottesidee, ohne den Glauben an eine wachsame, behütende und belohnende Vorsehung... Nicht jeder, der es will, kann dahin gelangen.“

Man wird dieses wie alle anderen sich widersprechenden Bekenntnisse nur dann recht verstehen, wenn man es als eine Spiegelung des Menschen André Gide sieht. Es ist nicht so sehr Maxime als Reflexion eines überaus komplizierten, vielschichtigen und widerspruchsvollen Menschen, der aber dennoch für uns verbindlich ist, weil er wie kaum ein zweiter nach Wahrheitlichkeit strebt; wir müssen ihn dankbar verehren, weil auch er — wie er einmal von Goethe sagt — „uns lächelnd und ernst zugleich das schönste Beispiel dessen bietet, was der Mensch, aus sich allein, ohne jeden Beistand der Gnade, zu erreichen vermag.“

Dec 6, 1950